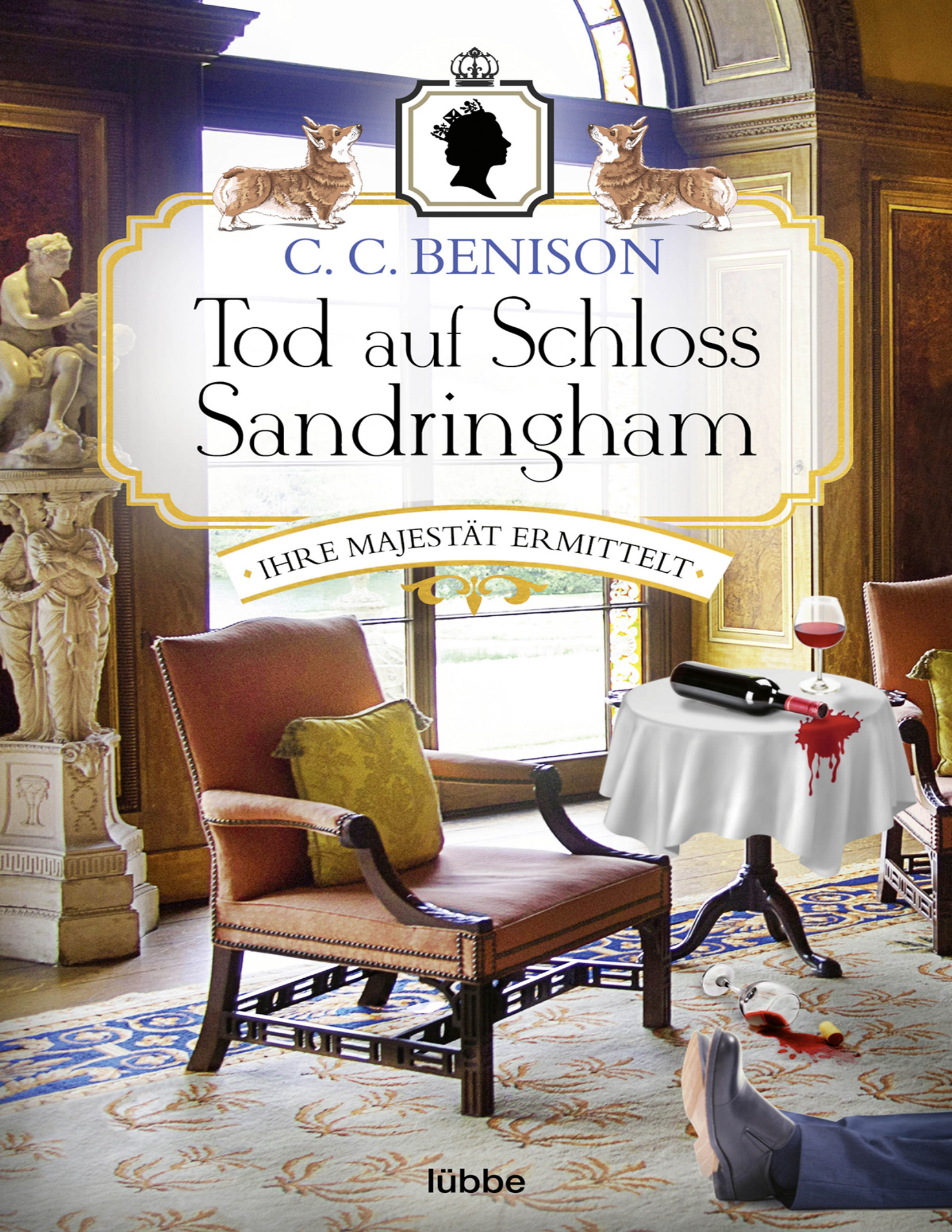




C. C. BENISON

Tod auf Schloss Sandringham

• IHRE MAJESTÄT ERMITTELT •



lübbe

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über den Autor
Titel
Impressum
Widmung
Prolog
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Epilog
Bemerkung des Autors

Über dieses Buch

Band 2 der Reihe »Ihre Majestät ermittelt«

Kurz nach der Ankunft von Queen Elizabeth II. und ihrem Hofstaat auf Schloss Sandringham taucht in der Dorfhalle die Leiche einer Frau auf, die Ihrer Majestät zum Verwechseln ähnlich sieht und die sogar eine funkelnde Tiara trägt. Während die königliche Leibgarde ihre Sicherheitsvorkehrungen hochfährt und die Polizei bei den Ermittlungen vor allem eine Gruppe radikaler Tierschützer ins Visier nimmt, hat die Queen selbst einen anderen Plan. Auch diesen Mörder will sie mit Jane Bees Hilfe dingfest machen!

Über den Autor

C. C. Benison ist das Pseudonym des kanadischen Schriftstellers und Journalisten Doug Whiteway. Er wurde 1961 geboren und studierte an der University of Manitoba und der Carleton University in Ottawa. In den 1980er-Jahren arbeitete er als Reporter für die Winnipeg Tribune und die Winnipeg Free Press. Danach schrieb er als freier Journalist für diverse Magazine und Zeitungen und unterstützte Unternehmen als freier PR-Berater. Mit seinen Kriminalromanen gewann er zahlreiche Preise. Er lebt in Winnipeg/Kanada.



Kriminalroman

Aus dem kanadischen Englisch von
Heike Rosbach

lübbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 1997 by C. C. Benison,
this translation published by arrangement with the
Cooke Agency International, CookeMcDermid and Liepman AG.
Originally published in English by Bantam Books
Titel der englischen Originalausgabe:
»Death at Sandringham House. Her Majesty Investigates«

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dorothee Cabras, Grevenbroich
Titelillustration: © Richard Jenkins Photography;
© Andreas von Einsiedel/gettyimages
VikaSuh; Afishka; Atlas Agency; Yeti studio/Shutterstock
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-0970-5

luebbe.de
lesejury.de

In Erinnerung an Nancy Turriff
und für Jeanne Allen,
die sich bestimmt freuen wird



Prolog

Von den fünf Hauptresidenzen Ihrer Majestät – Buckingham Palast, Schloss Windsor, Holyroodhouse, Balmoral und Sandringham – mag ich Schloss Sandringham am wenigsten. Nicht, dass das Anwesen nicht beeindruckend wäre. Es ist wirklich ein großer, ziegelroter, auf schon witzige Weise hässlicher, weitläufiger englischer Landsitz, viel gemütlicher als der Buckingham Palast, der eher einem großen Hotel gleicht als einem Haus, das man gern sein »Zuhause« nennen würde. Die Personalunterkünfte in Sandringham House, wie es eigentlich heißt, sind ein wenig besser als die Kämmerchen im Dachgeschoss des Buckingham Palasts. Die Zimmer sehen tatsächlich aus, als wären sie in diesem Jahrhundert eingerichtet worden, was mir nur recht ist, denn ich, Jane Bee, Hausmädchen, muss in einem von ihnen wohnen.

Außerdem sind die Räumlichkeiten, die die Königin und ihre Familie auf Sandringham bewohnen, viel heimeliger. Man wird nicht schon von ihrer schieren Größe erschlagen, auch wenn es darin viel mehr englischen Landhaus-Krimskrums gibt, Nippes und Plunder wie Königin Alexandras Sammlung chinesischer Figuren im Großen Salon, die Leute wie ich abstauben müssen, ohne etwas zu zerbrechen.

König George V., der Großvater der Königin, schrieb einmal: »Das liebe alte Schloss Sandringham, der Ort, den ich mehr als alle anderen Orte auf der Welt liebe.« Der hatte gut reden. Seine Vorstellung von Spaß bestand darin, Briefmarken zu sammeln und in der Gegend herumzuballern. Ersteres war für mich schon immer das langweiligste Hobby der Welt. Und was das Letztere angeht – nun ja, Sie sollten mal die vielen Fasane sehen, die

so eine feine Jagdgesellschaft nach Hause bringt. Da kommt einem durchaus das Wort »Gemetzel« in den Sinn, und das soll nichts sein im Vergleich zu den Tagen von George V. und seinem Vater, Edward VII., als Ihre Majestäten und ihre adligen Freunde mit ihren Flinten alles abknallten, was Flügel hatte.

Sie sehen schon, ich kann der Jagd nichts abgewinnen. Aber das ist es gar nicht, was mir an Schloss Sandringham missfällt. Es ist vor allem die Tatsache, dass das Anwesen so *abgelegen* ist. Es liegt rund einhundertzehn Meilen nordwestlich von London in Norfolk, mitten in diesem riesigen Grundbesitz von zwanzigtausend Morgen, die größtenteils aus Feldern und Wald bestehen. Im Frühjahr, Sommer und Herbst soll es sehr hübsch sein, hat man mir gesagt, aber ich habe es nie im Frühjahr, Sommer oder Herbst gesehen, wenn die Gärten in voller Blüte stehen und die Felder bestellt sind. Ich habe Sandringham immer nur im Winter erlebt, wenn die königliche Familie hier die Weihnachtstage und den Jahreswechsel verbringt.

Den Winter kann ich gut ertragen. Ich bin schließlich Kanadierin. »*Mon pays ce n'est pas un pays, c'est l'hiver*«, haben wir voller Begeisterung im Französisch-Unterricht der Grundschule in meiner Heimatstadt Charlottetown auf Prince Edward Island gesungen. »Mein Land ist kein Land, es ist der Winter.« Aber der Winter in Norfolk ist anders als der im mit glitzerndem Schnee bedeckten Kanada. Er ist englisches Winterwetter in hoch konzentrierter Dosierung. Peitschende Winde wehen von Norwegen über die Nordsee herüber. Der Regen bohrt sich einem ins Gesicht. Die Kälte dringt einem bis in die Knochen. Wenn ich manchmal von einem Fenster des Schlosses zum Himmel hinaufschaue, scheint er sich vor Kälte und Nässe förmlich zu biegen.

Mein erster Winter in Sandringham war ein bisschen melancholisch. Ich war zu jener Zeit seit fast eineinhalb Jahren von zu Hause fort und stand knapp ein Jahr im Dienste Ihrer Majestät. Es war mein zweites

Weihnachtsfest in Europa, während meine Familie sich im Haus meiner Großmutter in Charlottetown um den Baum scharte und sich den Truthahn schmecken ließ. Gut, meine schon etwas älteren Eltern, Steve und Ann Bee, standen damals vor der Scheidung, doch meine ältere Schwester Julie, die Frau eines Kartoffelbauern, hatte unmittelbar vor den Ferien das erste Enkelkind meiner Eltern zur Welt gebracht und damit eine Phase des Friedens und guten Willens eingeläutet – äußerst passend angesichts der Jahreszeit –, und ich sehnte mich danach, in Heathrow in einen Flieger zu steigen und bei dem unvergesslichen Foto-Moment der Familie dabei zu sein.

Leider gehörte ich im königlichen Haushalt nicht eben zu den Dienstältesten. Schlimmer noch, ich war dort eine der wenigen Nicht-Briten. Die meisten anderen Hausmädchen hatten Ausreden vorgebracht, warum sie die Feiertage im Schoße ihrer Familien in Barnstaple oder Wolverhampton oder Glasgow verleben mußten. Falls nötig, konnten sie ja auch innerhalb von ein oder zwei Tagen wieder ihren Dienst aufnehmen. Ich nicht. Eine Reise nach Nordamerika, vor allem an einen Ort wie Charlottetown, war eine große Sache.

Ich hatte gehofft, ich könnte den Weihnachtstag in dem Jahr bei meiner Großtante Grace in Long Marsham verbringen, einem Dorf am nordwestlichen Rande von London, doch auch daraus wurde nichts. Und so fuhr ich mit einigen anderen Hausmädchen in einem großen, alten Bus ein paar Tage vor der königlichen Familie nach Sandringham.

Das war mein erster Winter dort. Im nächsten Jahr bekam ich Heiligabend sowie den ersten Weihnachtstag frei und verbrachte ihn mit Tante Grace und – Überraschung! – meinem Vater. Der hatte nämlich beschlossen herauszufinden, warum ich in England herumlungerte, statt in Kanada zu sein, wo ich seiner Meinung nach hingehörte. Am zweiten Weihnachtstag

musste ich mich allerdings wieder in Norfolk zur Arbeit zurückmelden. Ich freute mich nicht wirklich darauf.

Wie ich schon sagte, ist Schloss Sandringham so abgelegen. Es gibt nicht genug zu tun. Oh, arbeitsmäßig ist man schon ausgelastet, obwohl die Hausdame dort, unsere Chefin, keineswegs so eine Sklaventreiberin ist wie Mrs Harbottle, die Stellvertretende Hausdame im Buckingham Palast. Es ist die Zeit nach Feierabend, die einen kirre macht. Man kann im Aufenthaltsraum des Personals abhängen. Oder in seinem Zimmer sitzen und lesen. Aber wenn man ausgehen will, muss man eine halbe Meile durch Kälte und Dunkelheit zum Pub in Dersingham marschieren, der größten der sieben Ortschaften, die zum Landsitz gehören. Nach King's Lynn, der nächstgelegenen größeren Stadt, sind es fünfzehn Meilen, und jemanden mit einem Auto aufzutreiben, der bereit ist, einen zum *Chicago Rock Café* oder zu einem der anderen Clubs zu fahren, ist nicht so einfach.

Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich nach Sonnenuntergang aus dem Fenster meines Adlerhorsts über die von den Außenscheinwerfern angestrahlten Flecken nassen Schnees hinweg auf die schwarzen Bäume und den dunklen Himmel starre und um eine Verfassungskrise bete, die die Königin zwingt, nach London zurückzukehren und uns alle mitzunehmen.

Der zweite Winter in Sandringham jedoch war nicht ansatzweise so langweilig, wie ich gedacht hatte. Wie sich zeigen sollte, gab es eine kleine Krise. Keine Verfassungskrise. Und auch keine, die uns gezwungen hätte, in die Hauptstadt zurückzukehren. Aber die Krise war *interessant*, wie Ihre Majestät in einem ihrer Momente unvergleichlichen Understatements sagen dürfte. Allerdings war sie auch tragisch.



Kapitel 1

Alles begann am Morgen nach dem zweiten Weihnachtsfeiertag. Nachdem ich mehrere Stunden lang meinen üblichen Pflichten nachgegangen war – staubsaugen, abstauben, Betten machen und dergleichen –, erhielt ich plötzlich eine Aufgabe, die nicht zu meiner eigentlichen Jobbeschreibung passte. »Zur richtigen Zeit am richtigen Ort«, könnte man wohl sagen, obwohl der scheinbar glückliche Zufall durch einen wichtigen Faktor gefördert und begünstigt wurde – eine Grippe-Epidemie, die die Hälfte des Personals ans Bett fesselte. Genau wie die Pest im vierzehnten Jahrhundert den Feudalismus zu beenden half, so hatte die Grippe in jenem Winter am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts beunruhigende (wenn auch nicht dauerhafte) Folgen für die starre Palast-Hierarchie. Kurz, man sah sich plötzlich Dinge tun, die man normalerweise nicht tat.

Deshalb machte ich spät an jenem Morgen nicht die Betten im Schloss, sondern war im Gemeindesaal in Dersingham.

»Darum kümmerst du dich.« Ein Finger hatte auf mich gezeigt, als ich an den Küchen direkt neben dem Waffenzimmer vorbeiging, und obgleich Mrs Benefer, die hiesige Hausdame, zunächst Einwände erhoben hatte, gab sie doch bald nach, und ich düste in einem der Land Rover durch die Norwich-Tore auf die Straße nach Dersingham.

Mitgegeben hatte man mir eine Tasche, in der sich ein Gefäß mit Pellkartoffeln und ein Karton mit Kristallgläsern befanden, die beim eigentlichen Konvoi zum Gemeindesaal vergessen worden waren, wo der Jagd-Lunch für die Mitglieder der königlichen Familie und deren Gäste stattfinden sollte.

»Warum wird der Lunch in Dersingham abgehalten?«, fragte ich meinen Fahrer Tony Annison, einen Beamten des Royalty & Diplomatic Protection Department. »Werden Mittagessen nicht normalerweise in der Jagdhütte abgehalten, die Ihre Majestät vor ein paar Jahren am Flitcham Hill hat bauen lassen? Dort fand der Lunch letztes Jahr statt, wenn ich mich recht erinnere.«

»Diese Antis haben sie sich vorgenommen«, sagte Annison.

»Die Aunties?« Mir kamen meine beiden Tanten mütterlicherseits in den Sinn.

»Ja, die Antis. Diese sogenannten ›Tierretter‹. Verdamnte Terroristen sind das. Haben die Scheiben eingeschlagen. Unflätigkeiten hingesprayt. Das volle Programm.«

»Oh«, sagte ich leise, dachte aber still bei mir: *Ups!* Schon wieder war es jemandem gelungen, die Sicherheitsvorkehrungen auszuhebeln. Zwar befand sich die Jagdhütte der Königin einige Meilen südöstlich von Schloss Sandringham, jedoch war sie von einer Steinmauer umgeben und lag noch weit innerhalb des überwachten Areals des Landsitzes. »Haben sie einen erwischt?«

»Nein«, antwortete Tony grimmig.

Noch einmal *ups*. Einige der Tierschützer waren ganz schön clever, so viel stand fest. Ich fand sie in Wahrheit nicht völlig unsympathisch, aber sie ließen sich auch von einem ziemlich beängstigenden Eifer antreiben, der sie dazu verleitete, das eine zu retten und dafür etwas anderes zu zerstören. Während der Ferien gaben sich die Jagd-Gegner große Mühe, die traditionelle Fuchsjagd am ersten

Weihnachtstag in Gloucestershire und anderswo mit Demonstrationen, Bombendrohungen und Ähnlichem zu stören. Das Abknallen von Fasanen und Schnepfen in Norfolk erregte gleichfalls ihren Zorn. Als mein Vater und ich am ersten Weihnachtstag von Long Marsham nach Sandringham fuhren, kamen wir an einer Horde Demonstranten vorbei, die mit Protestplakaten zu einem nahe gelegenen Feld marschierten und dabei einen Höllenlärm veranstalteten, um die Jagd zu stören.

»Warum wird das Mittagessen nach Dersingham verlegt? Warum nicht nach Anmer? Dort gibt es auch einen alten Gemeindesaal. Oder nach Wolferton?«, fragte ich, womit ich weitere Ortschaften meinte, die zum Landsitz gehörten.

»Ich wünschte, der Jagd-Lunch würde im Schloss stattfinden«, sagte Tony säuerlich, ohne auf meine Frage einzugehen. »Das wäre für uns alle einfacher. Ich weiß nicht, warum sie ihn überhaupt in so einem verdammten Gemeindesaal abhalten müssen.«

Ich wusste es. Wie Marie-Antoinette in ihrem idealisierten Bauernhäuschen in Versailles vorgab, ein Milchmädchen zu sein, so spielten die Königin und ihre Familie gern von Zeit zu Zeit, sie wären Normalsterbliche. Im Spätsommer warfen sie in Balmoral, ihrem Heim in den schottischen Highlands, ihre Steaks selbst auf den Grill. Im Winter ließen sie sich *poulet au riz* schmecken, während sie inmitten von Bekanntmachungen des Bezirksgesundheitsamtes und den Terminen des örtlichen Fotoklubs in einem Gemeindesaal auf Plastikstühlen saßen. Dass sie dabei von Lakaien bedient wurden und sich danach nicht selbst um den Abwasch kümmern mussten, schien ihnen nie aufzufallen.



Der Gemeindesaal in Dersingham erinnert mich an den in Long Marsham, in den ich meine Tante Grace schon oft begleitet habe. Diese Beobachtung lässt mich vermuten, dass englische Gemeindesäle von ihrer Architektur her ziemlich genormt sein müssen. Es sind eigentlich schlichte Zweckbauten; im Fall von Dersingham aus Backstein und dem für die Gegend typischen Carrstone, einem rostroten, eisenhaltigen Sandstein, und an den Stirnseiten der Giebel mit Fachwerk im Tudor-Stil. Der Gemeindesaal wurde einer Messingplatte in der Nähe des Eingangs zufolge 1911, dem Krönungsjahr von König George V., erbaut und sieht genauso kompakt und unscheinbar aus wie Seine verstorbene Majestät höchstselbst.

Das bedeutete nicht, dass es in den folgenden Jahren nicht einige Veränderungen im Innern gegeben hätte. Das entdeckte ich, nachdem ich mit meinen warmen, duftenden Kartoffeln über den Kiesparkplatz durch den eiskalten Nieselregen gelaufen war. Zu meiner Rechten bemerkte ich feine, saubere weiße Wände und frisch gestrichene blaue Türen, die zu den Toiletten für Damen und Herren führten. Zu meiner Linken befand sich die Saalküche, die so adrett und modern aussah wie die im Schloss, wenn sie natürlich auch wesentlich kleiner war.

Eric Twist, eine der Küchenhilfen, dem eine Zigarette an der Unterlippe klebte, nahm mir an der Tür wortlos die Tasche aus der Hand und fing an, rasch jede in Folie eingewickelte Kartoffel auf ein Backblech zu legen. Tony Annison zwängte sich an mir vorbei und stellte den Karton mit den zerbrechlichen Gläsern auf das Brett einer Durchreiche in den Saal, durch die ich einen Tisch sehen konnte, der gerade mit weißem Tischtuch, Servietten und Silberbesteck gedeckt wurde.

»Kann ich irgendwas tun?«, fragte ich, als Annison sich wieder an mir vorbeidrängte und mit dem Handy in der Hand hinaus in den Nieselregen und zum Land Rover ging.

»Du kannst aufhören, überall den verdammt Boden vollzutropfen, *das* kannst du machen«, sagte Eric ärgerlich, als er sich einen Wischmopp griff und die Pfütze aufwischte, die sich zu meinen Füßen gebildet hatte.

»Ach, komm schon. Meinst du, Ihre Majestät und ihre Begleiter werden nicht auch den Boden volltropfen? Und du bist von oben bis unten voll Zigarettenasche. Guck.« Ich zog die feuchte Jacke aus und schüttelte sie provozierend aus, als er seinen Zigarettenstummel in eine Kaffeetasche warf und sich vorn die Uniform abrieb.

»Hilf einfach diesen zwei Deppen beim Tischdecken«, schnauzte er mich an.

Ich legte meine Jacke auf einen Stuhl an der Tür, nahm den Karton mit den Gläsern vom Brett und ging zu einem Tisch, der gegenüber der Küche zwischen zwei Doppeltüren aufgestellt worden war, die anscheinend in kleinere Begegnungsräume oder Büros führten.

»Was ist mit Eric los? Er ist gereizter als sonst«, sagte ich leise zu Nigel Stokoe, dem Lakaien, der mir am nächsten stand und zweifelnd ein fleckiges Messer betrachtete.

»Kater, Schätzchen«, erwiderte Nigel und wischte das Küchenutensil am Ärmel seiner Weste ab.

Ich stellte den Karton auf den Tisch und begann, die Gläser vorsichtig aus den Tuchhüllen und Lagen von Blasenfolie zu befreien – Whiskygläser, wie ich feststellte. Man brauchte schon einen kräftigenden Schluck, wenn man den ganzen Tag in der Kälte herumgesprungen war, um Fasane zu ermorden.

Nigel und Davey Pye, zwei der Lakaien im Dienste Ihrer Majestät, gingen hintereinander rund um den Tisch und legten methodisch Messer und Gabeln auf. Da sie ihre üblichen schwarzen Schwalbenschwänze, schwarze Hosen, weiße Hemden und scharlachrote Gilets trugen und vielleicht weil sie beide ein wenig rundlich wurden, erinnerten sie mich an Tweedledee und Tweedledum aus

Alice im Wunderland. Davey, der normalerweise gern quasselte, war jedoch ungewöhnlich still und legte abwesend und wie mechanisch das Besteck auf.

»Davey, du schwankst ja«, sagte ich schließlich, nachdem ich ihn ein paar Minuten lang beobachtet hatte. Er hatte plötzlich die Tischkante gepackt, die Augen geschlossen und zu wanken begonnen.

»Ich glaube, ich krieg auch diese Grippe«, murmelte er.

Nigel verdrehte übertrieben die Augen. »Kater«, formte er lautlos mit den Lippen.

»Ich habe gehört, wie sich deine Lippen bewegt haben, Nigel. Ich habe keinen Kater.«

»Du warst gestern Abend völlig hinüber, Davey«, gab Nigel fröhlich zurück. »Du warst voll. Scheintot. Konntest dich nicht mehr auf den Beinen ...«

»Erspar mir das Geschwafel.«

»... hackedicht. Stockbesoffen. Sternhagelvoll. Du standest völlig neben dir, wie ich mich erinnere.«

»Pass auf, was du sagst!«, kam Erics gedämpfter Ruf aus der Küche. »Was ist, wenn Ihre Majestät in dieser Sekunde hereinkommt?«

Davey stöhnte. »Oje. Ich muss für Mutter heiter sein.« Wenn sie unter sich waren, nannte er Ihre Majestät die Königin gern »Mutter«.

»Was habt ihr Jungs diesmal getrieben?« Ich hielt ein Glas vor das Fenster. Es sah trüb aus, völlig ungespült. Ich stellte es beiseite.

»Wir haben gestern Abend versucht, bei der Talk-Sendung im Radio anzurufen. Das Thema war: ›Wen würden Sie am liebsten in den Weihnachtsferien flachlegen?‹«

»Hm, George Michael, so aus dem hohlen Bauch heraus gesprochen.«

»Stell dir vor! Das war auch Daveys Wahl. Nur ...« Nigel fing an zu kichern. »Nur war Davey total dicht – du musst wissen, seine Mutter, seine *echte* Mutter, also Sylvia, hat

ihm als Weihnachtsgeschenk eine Flasche Laphroaig geschickt. Er war so voll, dass er die Nummer nicht mehr wählen konnte. Ups.«

Eine Gabel fiel mit einem hellen Klirren aus seiner behandschuhten Hand auf den Parkettboden.

»So viel hab ich gar nicht getrunken, Nigel.« Davey wurde allmählich ärgerlich.

»Die Flasche ist leer, Alter.« Nigel erhob sich mit der Gabel und wischte sie an seinem Ärmel ab.

»Was! Ich habe sie nicht ausgetrunken. Sie war ein Geschenk ...«

»Na ja, du hast ja auch die Hälfte der schönen Plätzchen gegessen, die *meine* Mutter mir geschickt hat!«

»Das hab ich nicht!«

»Hast du doch!«

»Ruhe jetzt!«, kam es aus der Küche.

»Oh, mein Kopf«, stöhnte Davey.

Von dem leichten Plattern des Regens an die Fensterscheibe und dem zarten Klingeling der kupfernen Heizungsrohre rund um den Saal abgesehen, die tapfer die Eiskälte zu vertreiben versuchten, folgte darauf Stille.

Im Gegensatz zum Eingangsbereich und der Küche war der Saal ziemlich schlicht, ja sogar ein wenig deprimierend mit den Neonlampen, dem matten braunen Holz, mit dem die untere Hälfte der Wände verkleidet war, den uralten Schwarz-Weiß-Fotos von seit Langem verstorbenen Dorfhonoratioren, die an deren oberer Hälfte hingen, und den verblichenen Krönungsporträts der Königin und des Herzogs von Edinburgh an jeder Seite der Bühne am anderen Ende.

Der Saal sah aus wie in den Sechzigern in Eigenregie renoviert und erinnerte mich an die Kellerräume einiger Freunde meiner Eltern zu Hause auf Prince Edward Island. Eines sah allerdings funkelnagelneu aus – ein schwerer scharlachroter Vorhang, der die Bühne verdeckte.

»Haben sie hier ein Theaterstück oder so aufgeführt?«, fragte ich niemand Bestimmtes.

»Eine Pantomime, glaube ich.« Nigel richtete mit der einen Hand eine Gabel gerade aus und unterdrückte mit der anderen ein Gähnen.

»Wie toll!«, rief ich aus.

Da ich gehört hatte, dass Pantomimen, vor allem britische Aufführungen, etwas Neues waren, hatte ich es im vergangenen Jahr kurz vor Weihnachten geschafft, eine *Cinderella*-Vorstellung in einem Londoner Theater zu besuchen. Sie war zum Totlachen gewesen. Prince Charming war eine als Mann verkleidete Frau. Cinderella selbst war ein als Frau verkleideter Mann. Die hässlichen Stiefschwestern namens Anorexie und Bulimie waren ebenfalls Männer in Frauenkleidern, in diesem Fall den prächtigsten und ausgefallensten Kostümen. Die Kulissen waren wahre Wunderwerke der Fantasie. Als der Kürbis sich in eine Kutsche verwandelte, gab es ein spektakuläres Feuerwerk. Es war wirklich ein einziger großer Spaß.

Aber den gleichen Glamour konnte ich mir in einem eher engen Gemeindesaal nicht vorstellen. Und das sagte ich auch.

»Na ja, das ist London.« Davey erwachte aus seiner kurzen Erstarrung. »Wir sind hier in der Provinz. Jede Menge kleiner Ortschaften führen Pantomimen auf. Wir in Stratford hatten auch eine Theatergruppe, als ich klein war. Außerdem sind die Vorstellungen hier für einen guten Zweck, nicht, Nig?«

»Hmm. Irgend so ein Trust steht dahinter. Die Gruppe hat auch einen Regisseur von außerhalb. Kann nicht ganz so schrecklich sein.«

»Was für ein Stück ist es?« Ich war mit dem Auspacken der Gläser fertig und amüsierte mich damit, die Blasenfolie zu zerdrücken.

»Die *Herzkönigin*. Am Mitteilungsbrett im Vorraum hängt ein Plakat, gleich neben dem Schild, dass man im

Saal keine Stilettos tragen darf. Deinen Bette-Midler-Act wirst du hier also nicht geben können, Davey, haha.«

»Die *Herzkönigin*? Die mit den Törtchen aus *Alice im Wunderland*?«, fragte ich.

»Genau die.«

»Ich wünschte, du würdest nicht von Essen reden!« Davey hob eine behandschuhte Hand an den Mund und stieß geräuschlos auf.

»Ist die Erwähnung schlimmer als der Duft?« Die angenehmen Aromen von schottischer Brühe und heißen Hackfleischpasteten, die es aus der Küche bis zu uns geschafft hatten, ließen sich wohl kaum umgehen. Das war bestimmt besser als der schwache Geruch nach Mäusen und Schimmel, der im englischen Winter so gern in alten Gebäuden hängt.

»Meine Nase muss verstopft sein. Oje, ich glaube, ich *sterbe*.« Daveys Hand war in einer dramatischen Geste von seinem Mund zu seiner Stirn gewandert.

»Ach, hör auf zu knatschen«, sagte Eric gereizt, als er mit einer silbernen Platte mit heißem Essen unter einer Wärmehaube durch den Saal kam. »Und du hör auf, die Blasenfolie kaputt zu machen. Davon krieg ich Kopfschmerzen.«

»Wie redest du denn?«, schimpfte ich. »Was, wenn jetzt Ihre Majestät hereinkäme?«

»Ach, geh doch nach Hause.«

In Wahrheit stimmte ich ihm zu: Davey sah wirklich ein bisschen kränklich aus. Sein normalerweise pummeliges rosiges Gesicht hatte den hellgelben Schimmer der Elefantenstoßzähne, die auf Schloss Sandringham in der Halle vor dem Speisesalon standen.

»Überhaupt, jetzt, da ich so drüber nachdenke ...« Nigel blickte mich fragend an. »Warum bist *du* eigentlich hier?«

»Ist das eine dieser existenziellen Fragen?«

»Hä?«

»Egal. Ich bin hier, weil alle anderen im Schloss entweder beschäftigt oder krank sind.«

»Du warst über das Weihnachtswochenende nicht da. Ich dachte, du wärst vielleicht auch grippekrank.«

»Ich hatte zwei Tage frei. Ich war bei meiner Großtante in Long Marsham. Mein Vater ist herübergekommen, was irgendwie schön ist«, fügte ich hinzu und wunderte mich, warum ich »irgendwie« sagte.

»Aus den Kolonien?«, warf Davey ein.

»Ja.« Ich seufzte. Es gibt Tage, da würde ich diesen britischen Imperialisten gern einen Tritt verpassen. »Er kam mit vielen Biberfellen. Zum Glück ist die Barke in den Stürmen auf dem Nordatlantik nicht gesunken, obwohl ihnen der Skorbut ordentlich zugesetzt hat. Es war eine schrecklich harte Überfahrt.«

»Trägt heutzutage irgendwer noch Biber?« Davey hielt über einer Salatplatte inne, ohne meinen Sarkasmus zu merken. »Vielleicht wenn Vivienne Westwood ihn orange färbt ...«

»... würde sie immer noch feststellen, dass die Aktivisten jeden, der so einen Pelz trägt, mit Schweineblut bespritzen würden«, beendete Nigel den Gedanken.

Davey schloss die Augen und stöhnte. »Schweineblut! *Musst* du das sagen?«

»Du taumelst wieder, Davey«, bemerkte ich.

»Würde dann *bitte* jemand das Thema wechseln.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, während wir nach einem anderen Gesprächsthema suchten. Eric, der aufgehört hatte, an der Anrichte an einer heißen Platte herumzufummeln, starrte uns alle an, griff nach seinen Zigaretten und ging langsam zurück zur Küche.

»Also schön«, sagte ich, als er verschwunden war. »Wie waren SIE denn dieses Jahr Weihnachten?«

Davey und Nigel schauten sich über den Tisch hinweg an.

»Sehe ich da in der Mitte deiner Frage Großbuchstaben herumschwirren?«

»Tust du ...«

»Na ja, SIE waren klasse.«

»Ach, schrecklich waren SIE«, widersprach Nigel.

»Klasse.«

»Schrecklich. Di war gezwungen, am ersten Weihnachtstag nach London zu fliehen. Fergie wurde nach Wood Farm verbannt, drei Meilen weit weg. Sie hat sich nicht mal in der Kirche blicken lassen.«

»Deshalb war es klasse, Nig. Das Leben ist stets besser, wenn diese nervigen Schwiegertöchter, die immer nur Stress machen, sich verziehen.«

»Die arme Diana.« Nigel rümpfte die Nase. »Wieder an einem Weihnachtstag allein vor einem kalorienreduzierten Tiefkühlgericht!«

»Quatsch. Sie hätte hierbleiben können. Es war ihre eigene Entscheidung.«

»Und den Tag bei ihrer angeheirateten Verwandtschaft damit verbringen, Wenn-Blicke-töten-Können zu spielen.«

Es langweilte mich inzwischen, Daveys und Nigels Meinungsverschiedenheiten über die königliche Familie zu lauschen. »Entschuldigt, ihr beide ... Was war mit der Königin?«

»Ihre Majestät war wie üblich gelassen.«

»Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein, Nigel. Mutter ist in der Abwesenheit der Prinzessin von Wales *noch* gelassener geworden. Ich muss es wissen.«

Davey war kürzlich im Rang aufgestiegen und einer der beiden persönlichen Lakaien der Königin geworden, die den Pages of the Backstairs halfen, Mitgliedern des Personals, die im unmittelbaren Dienst Ihrer Majestät standen und ihre Privaträume aufräumten, Mahlzeiten servierten und dergleichen – Haushaltstätigkeiten auf hohem Niveau, wenn man es genau betrachtet.

Die Ernennung war ein wenig überraschend gekommen: Davey war nicht der verantwortungsbewussteste Angestellte. Aber wie es scheint, hatte Ihre Majestät festgestellt, dass er gut mit den Corgis konnte. Sie schnappten nicht nach seinen Knöcheln, wie sie es bei anderen Lakaien taten, die für Corgis offenbar das sind, was Briefträger für andere Rassen in den Vorgärten weniger palastartiger britischer Heime sind. Die Corgis – Fable, Myth, Kelpie, Pharos, Spark, Joan, Diamond und Phoenix – mochten ihn tatsächlich.

»Ich weiß nicht, warum!«, hatte er mir vorgejammert, als er von seiner Beförderung erfahren hatte. »Ich mag sie *nicht*.«

Ich hatte damals still bei mir gedacht, dass er zu nachdrücklich protestierte. Der Weg ins Herz der Königin führt über ihre Hunde, und der Weg zum Herzen der Hunde führt natürlich durch ihre Mägen.

»Bist du sicher, dass du nicht mit einem Lammkotelett in der Tasche herumgelaufen bist?«

An diesem Punkt war Davey leicht errötet. »Natürlich nicht. Das würde die Silhouette meiner Uniform zerstören.«

Aber er freute sich über die Ernennung, selbst wenn das hieß, dass er mit den Corgis Gassi gehen musste, so Ihre Majestät anderweitig beschäftigt war, was oft genug vorkam.

Da mir das wieder einfiel, gelang es mir nicht, dem, was Davey nun sagte, meine volle Aufmerksamkeit zu schenken:

»... und ich bin sicher, nicht mal die Thringys werden den Frieden dieser Weihnachtswoche stören.«

»Oh, nein!«, konnte ich mich nicht beherrschen auszurufen. »Nicht schon wieder die Thringys!«

»Und dieses Mal bleiben sie im Schloss sogar länger als die üblichen drei Tage«, erklärte Nigel voller Schadenfreude, als er meine Bestürzung bemerkte.

Die Thringys – oder richtiger: die Thrings – waren liebe alte Freunde der Königin. An sich ist das nicht ganz richtig.

Alfred, der Marquess of Thring, war ein lieber alter Freund der Königin. Er war in Norfolk ein Nachbar, dessen Ländereien an die von Schloss Sandringham grenzten, und er liebte Hunde und das Schießen und die ganze traditionelle Routine des Landlebens, die Ihre Majestät so toll fand. Alfreds Frau Pamela, die Marchioness – seine zweite Frau genau genommen, Pamela II. genannt, weil zufällig die erste Ehefrau des Marquess auch eine Pamela gewesen war –, war ihr vielleicht nicht ganz so lieb.

Ich konnte nicht sagen, welche Gefühle Ihre Majestät gegenüber der Marchioness hegte, denn natürlich lässt sie das nur ganz wenige wissen. Allerdings hatte ich von einigen Bediensteten gehört, dass andere Mitglieder der königlichen Familie das Gesicht verzogen, sobald der Name der Marchioness fiel.

Ich war im letzten Januar während des dreitägigen Aufenthalts der Thrings auf Schloss Sandringham Lady Thring nur einmal ganz kurz begegnet. Sie erinnerte mich an gewisse unentspannte und fordernde amerikanische Touristen, die *Marilla's Pizza* besuchten, das Restaurant auf Prince Edward Island, in dem ich mal als Kellnerin gearbeitet hatte. Nicht sonderlich überraschend, denn sie war tatsächlich Amerikanerin.

Aber es war nicht die Anwesenheit der Marchioness, die mich beunruhigte. Es war vielmehr die ihres Sohnes Buchanan, des Sprosses einer früheren Ehe oder Liaison, der sich gern an einem von uns Hausmädchen rieb, wenn er eines über den Staubsauger gebeugt in einem Korridor vorfand. Er hatte keine Ahnung, wie er sich gegenüber dem Personal benehmen sollte, und weiß der Himmel, wie er sich gegenüber Ihrer Majestät und ihrer Familie benahm! Ich vermute, er hielt sich für unwiderstehlich, aber er war in Wahrheit ein Flegel. Buchanan – oder Bucky, wie er genannt wurde – war jung, knapp neunzehn oder zwanzig, nicht viel jünger als ich.

Mrs Benefer, die hiesige Hausdame, hatte bereits mehrere Beschwerden über ihn erhalten – darunter eine von mir –, doch ihr Vorschlag für uns Mädchen lautete, ihm für die Zeit seines Besuchs aus dem Weg zu gehen – mit anderen Worten: zu lächeln und es über sich ergehen zu lassen.

»Warum«, fragte ich die beiden Lakaien betrübt, »bleiben die Thrings diesmal länger? Und warum in der Weihnachtswoche? Ich dachte, die wäre allein der Familie vorbehalten. Gäste treffen gewöhnlich nach Neujahr ein, oder nicht?«

»Ich denke, es ist das, was die Amerikaner eine ›günstige Gelegenheit‹ nennen«, sagte Nigel hochnäsig. Und vielleicht auch provozierend, denn er weiß verdammt genau, dass ich keine Amerikanerin bin. »Wie ich höre, werden die Thringys gleich nach Neujahr für längere Zeit in Amerika sein. Ich glaube, Seine Lordschaft hat einige Termine als Juror bei diesen Hunde-Ausstellungen. Und dann sind sie irgendwo in der Karibik. Das stimmt doch, Davey? Davey?«

Der Angesprochene musste aufstoßen und nickte, wobei er entschuldigend den Mund bedeckte.

»Warum können die Thrings dann nicht einfach in Barsham Hall wohnen und ... und *pendeln*«, stöhnte ich bei dem Gedanken an Bucky.

»In die Karibik?«

»Nein, du Schwachkopf. Nach Schloss Sandringham. Barsham ist nur ungefähr zwanzig Meilen von hier entfernt.«

Nigel zog einen Schmollmund. »Ich kann mir vorstellen, dass Barsham für den Winter fast komplett eingemottet worden ist, da die Thrings weg sind. Ich denke, sie haben den ersten Weihnachtstag in London verbracht. Und die Renovierung von Barsham ist sowieso noch nicht abgeschlossen.«

»Was? Das geht jetzt schon über ein Jahr. Davey und ich haben uns Bilder von den verschiedenen Räumen im *Tatler* oder *Architectural Digest* oder in der *Hello!* angesehen.«

»Diese Fotos waren nur ein Vorgeschmack, Jane. Lady Thring hat mit ihrer gewaltigen Aufgabe noch kaum angefangen. Oje!« Davey rülpste erneut.
»Entschuldigung ...«

»Grippe, sagst du?«, meinte Nigel verschmitzt.

Obwohl der Marquess im Alter der Königin war, war er erst vor rund fünfzehn Monaten ein Marquess geworden. Alfreds Vater, eine Art Einsiedler mit Titel, war nicht scharf darauf gewesen, die Gänseblümchen von unten zu sehen und hatte ewig lange, bis in die neunzig, in Barsham Hall gelebt. Und als der Marquess of Thring dann endlich sein Leben aushauchte, begann die neue Marchioness umgehend – und ohne Rücksicht auf die Trauerzeit zu nehmen – mit der Umgestaltung des Innern von Barsham Hall vom Dachgeschoss bis in den Keller. Aus diesem Grund war das Gebäude in der Zwischenzeit praktisch nicht bewohnbar.

Ihr Haus in London, Thring House, lag in Mayfair, aber ihr Landsitz nach ihrer Heirat und vor Alfreds Aufstieg ins Marquessat war Anmer Hall gewesen, das der Herzog und die Herzogin von Kent 1990 freigemacht hatten.

Anmer Hall lag etwa drei Meilen östlich von Schloss Sandringham und war ein georgianisches Herrenhaus, das Edward VII. manchmal dazu benutzt hatte, bei seinen sagenhaften Festen auf Schloss Sandringham die überzähligen Gäste unterzubringen.

Die Thrings waren dort bald nach dem Tod des verstorbenen Lords ausgezogen. Wegen der Renovierungen von Barsham waren sie seit mehr als einem Jahr ohne einen Landsitz.

»Jedenfalls hat Ihre Majestät die Thrings eingeladen, bis Neujahr zu bleiben«, fuhr Nigel fort.

»Mutter ist zu nett«, warf Davey ein.

Das will ich meinen, dachte ich. Aber Ihre Majestät neigt dazu, gegenüber alten Freunden sehr loyal zu sein. »Sind die Thrings also heute Morgen bei der Jagd mit von der Partie?«

»Natürlich stoßen die Damen erst am späten Vormittag vor dem Mittagessen dazu«, erklärte Nigel in belehrendem Ton.

»Das weiß ich, Nigel.«

»Na gut, jedenfalls hörte ich, dass Ihre Ladyschaft das Mittagessen abgesagt hat. Migräne. Sehr glaubhaft. Ich nehme an, Bucky ist bei den Jägern. Seine Mutter ist so versessen darauf, dass er alles lernt, was einen richtigen englischen Gentleman ausmacht. Ha! Seine Chance, ein Aristokrat zu werden, ist größer, als ein Gentleman zu werden.«

»Natürlich ist Affie bei ihnen«, meinte Davey, womit er Lord Thring bei seinem Kosenamen nannte und meine Frage überging. »Ist er nicht der zweitbeste Schütze Englands?«

»Ich dachte, er ist der zweitlangweiligste Mann Englands?«

»Hat diese Krone an dich abgegeben, nicht wahr, Nig?« Davey lächelte.

Nigel schaute ihn von oben herab an und sagte gedehnt: »Ich dachte, du fühlst dich nicht wohl?«

Daveys Lächeln schwand. Er fasste sich mit einer Hand sanft an die Stirn. »Nur zu wahr. Ich fühle mich sogar sehr mies.«

Ein paar Minuten lang herrschte Stille, während Davey und Nigel ihre Arbeit kontrollierten, diesen oder jenen Teller hin und her schoben, als wollten sie sich selbst beruhigen. Weswegen, weiß ich nicht. Die Teller waren schlicht und weiß, ein einfaches Geschirr für ein einfaches Mahl. Sozusagen. Ich begann, die Gedecke abzuzählen.

»Wer kommt sonst noch zu dem Mittagessen?«, hakte ich nach.

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Nigel. »Uns wurde gesagt, sechzehn Personen. Charles, denke ich. Wills und Harry. Oder zumindest Wills ...«

»Vater«, schaltete Davey sich ein, wobei er den Kosenamen von Prinz Philip benutzte. »Edward, Andrew? Oder habe ich gehört, er liegt auch mit Grippe darnieder? Peter Phillips, der Sohn von Prinzessin Anne. Die Thrings natürlich. Ein oder zwei der hiesigen Adligen vielleicht ...«

»Weniger als letztes Jahr, oder?«

»Die Grippe schmiegt sich vor großen Königen und dem Hochadel nicht«, erwiderte Davey und fuchtelte theatralisch mit einem silbernen Tablett herum.

»Zitierst du gerade Shakespeare?«

»Aber dann wohl ganz frei«, neckte Nigel ihn.

Daveys Stirn legte sich in Falten. »>... täglich Sehn an ihr nicht stumpfen die immerneue Reizung ...<«, murmelte er. »Nein, nein, das ist es nicht. Die großen Könige, was ist es? ... Gewohnheiten ... >Strenge Gewohnheiten schmiegen sich vor großen Königen.< Das ist es! *Heinrich V.*«

Dass Davey in Stratford-upon-Avon geboren war, war ein Fluch. Wir waren nicht beeindruckt.

»Und die Frauen?«, wollte ich von Nigel wissen.

Er kontrollierte den Tisch und zählte an den Fingern ab. »Über die Damen weiß ich nicht Bescheid. Außer Ihrer Majestät ... na ja, die Königinmutter ist dieser Tage viel zu gebrechlich. Die Marchioness hat sich sozusagen gedrückt. Prinzessin Anne natürlich. Zara Phillips wahrscheinlich. Vielleicht noch ein paar andere Ehefrauen ...«

»Einen Fünfer darauf, dass Margo auftaucht«, unterbrach Davey ihn und benutzte damit den Namen, den nahestehende Mitglieder der königlichen Familie für Prinzessin Margaret haben und den wir Bediensteten verwenden, wenn wir unter uns sind.

»Niemals.« Nigel schüttelte den Kopf.

»Ich dachte, sie hasst blutige Sportarten«, sagte ich überrascht. »Von der Vorstellung, an einem nasskalten

Wintertag durch die Gegend zu stapfen, gar nicht zu reden.«

»Ah, aber da hast du die Wirkung männlicher Schönheit auf Ihre Königliche Hoheit nicht einkalkuliert.« Davey drehte ein Bein geziert nach außen.

»Du *musst* krank sein.« Nigel starrte ihn an. »Du halluzinierst.«

»Ich meine doch nicht *mich*, du Blödmann! Ich meine Paul Jenkyns.«

»Ah«, murmelte ich. Inspector Paul Jenkyns war der neue Aufpasser Ihrer Majestät, ihr Personal Protection Officer oder Personenschützer, einer in einem Viererteam. Er war kürzlich nach einer Zeit bei den Kents in den Dienst Ihrer Majestät getreten. »Er ist ein ganz Süßer, so viel steht fest.«

»Ach, wirklich?« Nigel betrachtete sinnend die Decke. »Du machst dich lächerlich.«

»Wer? Ich?«

»Nein, Davey. Paul ist ... na ja, ziemlich toll, aber ...« Er schwieg und spitzte die Lippen. »Na gut, die Wette gilt, Schätzchen. Einen Fünfer drauf, Margo *ist* im Schloss. Genau in dieser Minute sitzt sie in einem violetten Morgenmantel aufrecht im Bett, trinkt eine Tasse Lapsang Souchong und liest einen Schundroman.«

Über Daveys rundliches Gesicht kroch ein kleines Lächeln. Und dann erstarrte er. Er packte mit der einen Hand die Tischkante und massierte sich mit der anderen sanft den Bauch. »Ooooh«, stöhnte er. Sein Lächeln fiel in sich zusammen. »Gerade habe ich gespürt, wie eine Welle von irgendwas durch mich hindurchgeschwappt ist.«

»Ist wahrscheinlich der Single Malt Scotch, der noch durch deine Adern schwappt.«

»Oh, halt den Mund, Nigel.« Davey zog eine Grimasse. »Oje, ach du meine Güte, ich muss mich einen Augenblick hinlegen.« Er schaute sich erfolglos um. An den Wänden standen Stühle, aber in großen orangefarbenen Stapeln,